Stilmmen der Griechen am grabe

Johannes Geffcken

Stimmen der Griechen
am Grabe.

Von

Johannes
J. Geffcken.

Hamburg und Leipzig.
Verlag von Leopold Voß.
1893.

Frau

Elisabeth Schultz

gewidmet.

Die Vorstellung, welche wir uns vom Anfangszustande der europäischen Menschheit machen können und müssen, wird gerade keine optimistische heißen dürfen. Wenn der Ureuropäer Geschichte auch nicht, wie Scheffels lustiges Pfahlbautenlied meint, „mit Rheuma und Zahnweh beginnt", ein sehr erfreuliches Bild werden die Menschen unseres Weltteils damals nicht geboten haben. Nur blinder Enthusiasmus für ein entschwundenes goldenes Zeitalter kann Einfachheit der Sitten mit Sittenreinheit gleichsetzen. Nein, die versprengten Reste der Vorzeit lehren uns, fordern uns auf, Europas früheste Bewohner auf eine Stufe mit den Wilden anderer Erdteile zu stellen. Im Bewußtsein der antiken Völker, z. B. der Römer, hatten sich noch Züge erhalten, die an frühere entsetzlich barbarische Zustände erinnerten,

ja im vierten und dritten Jahrhundert vor Christus lebten noch Stämme um das Mittelmeer herum, deren Sitten uns, soweit wir Kunde von ihnen erhalten haben, aufs lebhafteste an die der Eingeborenen Afrikas und Polynesiens erinnern. So liegt denn der Schluß nahe, daß gleich den letzteren die Ureuropäer, wenn wir diesen Begriff als einen einheitlichen, umfassenden einführen dürfen, ein eigentliches Wochenbett der Frau nicht kannten, daß sie ihre Eltern töteten, wenn sie gar zu alt und unbequem wurden, daß sie den Göttern Menschenopfer brachten, daß endlich der Tod ihnen wohl Trauer, mehr noch Grauen und Entsetzen verursachte, aber die Empfindung reiner Pietät gegen den Verstorbenen nicht nahe brachte. Dies Gefühl in seiner besten Erscheinungsform ist ein spätes, abgeleitetes. Ursprünglich herrscht die Angst, wie vor dem Toten, so auch vor der Stelle, da er begraben liegt, vor. Man fürchtet die Einwirkung der Geschiedenen auf die Ruhe der Lebenden: das beweist uns der vielverbreitete Vampyrglaube, beweisen uns zahlreiche Bräuche antiker wie moderner Völker. Darum, mit der Absicht, die Toten zu versöhnen, bezeichnet man das Grab als solches, schmückt und verziert es. So war es bei

allen Völkern Europas, so auch bei den Griechen, deren Gräberkult, deren Anschauungen von Tod und Leben überhaupt eine lange Entwicklung haben durchmachen müssen, ehe ihnen jene wunderbare Schönheit und Tiefe eigen ward, die sie vor aller Welt auszeichnet.

Die Spuren dieses Aberglaubens lassen sich auch noch nachweisen. Wir kennen aus späterer griechischer Zeit Bräuche und Überlieferungen genug, die auf uralten Gespensterwahn zurückdeuten. Aber auch schon Homer bietet eine Handhabe. Neue Forschung hat uns gelehrt, nicht von Homer die älteste Sittenkunde Griechenlands zu datieren, sondern über dies früheste Litteraturdenkmal noch hinauszugehen. Die homerische Kultur ist eine einheitliche, geschlossene, sie bezeichnet einen Höhepunkt griechischen Lebens zu irgend einer Zeit. Darum muß sie wie jede andere Kultur eine Entwickelung durchgemacht haben, auch die Ansichten vom Tode, vom Jenseits sind nicht immer so, wie sie sich hier uns darstellen, gewesen. Homer kennt den Glauben an ein persönliches Fortleben nach dem Tode nicht, im Hades ist alles wesenlos. Man fürchtet den Tod als den Abschluß des schönen Lebens, an dem man trotz allen Leides, was es

gebracht, mit heißer Inbrunst hängt, die „Thore des Hades" dienen zur Bezeichnung des höchsten Hasses gegen einen widerwärtigen Menschen. Für denjenigen, dem ein lieber Mensch durch den Tod entrissen ist, giebt es keinen Trost, als zu jammern, das Haar zu scheren und zum Ruhme des Verstorbenen ein Grabmal aufzuführen. Ein trauriger, aussichtsloser, aber klarer Glaube, der sich vornehm fernhält von der munkelnden Gespensterfurcht des Volkes. Mit den Gestalten des Aberglaubens hat die homerische Kultur, die Kultur der kleinen Fürstenhöfe Griechenlands, abgeschlossen, wie ihr Glaube ja auch die Gottheiten der einzelnen Stämme ignorierte; aber daß diese Wesen vor Homer im Denken der Griechen vorhanden gewesen sein müssen, lehrt nicht nur der aus den Beobachtungen über das Seelenleben fast aller anderen Völker sich ergebende Wahrscheinlichkeitsschluß, sondern, wie treffend bemerkt worden ist, Homer selbst. Achilles schlachtet dem Patroklos Totenopfer, um die Seele des Freundes zu versöhnen: da haben wir einen letzten, von Homer selbst nicht mehr empfundenen Rest der uralten Totenfurcht. Und den gleichen Zweck hat auch das Verbrennen der Leichen. Thut man den Toten in

die Erde, so bleibt immer noch die Erinnerung an den Leichnam, wie er zuletzt sich den Angehörigen darbot, haften, und grauenerregend genug ist ja auch der Anblick des Skelets; verzehrt aber das Feuer die Glieder, so ist jeder Rest des Gräßlichen getilgt. So ist der homerischen Welt wohl der Tod grausig und verhaßt, der Tote hat seine Schrecken verloren.

Die höfische Welt Homers verschwindet, aber sehr viel hoffnungsvoller wird der Glaube vom Jenseits nicht. Kein Dichter der folgenden Zeit weiß von einem besseren Leben nach dem Tode. Der Volksglaube, den das Epos nicht kennt, tritt wieder in seine Rechte; es sind dunkle und verschwommene Vorstellungen, die man sich vom Fortleben der Abgeschiedenen macht. Man fürchtet die Toten, feiert eigene Feste, die um die Grabmäler flatternden Seelen zu versöhnen, geht nur leise am unheimlichen Hügel vorbei, gedenkt beim Leichenmahle nur rühmend der Verstorbenen, man nennt sie die „Stärkeren". Aber mit so abergläubischer Pietät allein konnte sich das Gemüt nicht zufrieden geben. Jedes Volk schafft sich ja ein Pantheon, eine Walhalla seiner Helden: so geht es noch heute,

ging es auch in Althellas. Der eifrige Heroenkult der Griechen bezeugt, wie sehr sie das Bedürfnis empfanden, nicht nur zwischen Gott und Mensch vermittelnde Wesen zu stellen, sondern auch den großen Männern des eigenen Stammes, den teuren Toten der eigenen Familie über das Schattenreich hinaus Leben zu verleihen. So sehen wir auf einem archaischen spartanischen Grabrelief Mann und Frau in der Weise der Unterweltsgottheiten als Heroen von ihren Angehörigen verehrt, so weist dem athenischen Tyrannenmörder Harmodios frommer Glaube einen Sitz auf den Inseln der Seligen an, und die Kämpfer von Platää werden zu Heroen gemacht. Es bildet sich demnach eine Art von Heiligsprechung der Verstorbenen aus. Diese Heroisierung mochte zum häufig geübten Brauche werden, zu allgemeiner, dogmatischer Geltung aber kam sie nicht; sie ist den Hinterbliebenen ein Trost, den Sterbenden jedoch keine Hoffnung, weil diese Verklärung kein deutliches Bild vom zukünftigen Leben zu geben vermochte. In diese Lücke tritt die Religion. Der mystische Gottesdienst zu Eleusis lehrt, daß, wer die Weihen empfangen, drüben ein seliges Leben führen soll, der Ungeweihten nach dem Tode

aber ein trauriges Dasein im Schlamme harrt. Die Theologie am Ende des sechsten Jahrhunderts nennt den Leib der Seele Grab, trennt den Ort der „Frommen" im Hades von dem der „Gottlosen". Von diesen Lehren geht ein neuer Glaube über das Jenseits aus, seine Terminologie redet aus mancher Grabschrift. Der große Thebaner Pindar lebt völlig unter dem Einflusse dieser Theologie, wenn er uns die Wonne der Seligen auf blumengeschmückter Wiese, bei ritterlichen Übungen, beim Würfelspiel und dem Klange der Zither schildert. Auch Aischylos steht den mystischen Vorstellungen nicht fern; er weiß, daß drunten die durch den Tod Geschiedenen einst sich wiedersehen werden, und dieselbe Anschauung kehrt auch bei Sophokles wieder, freilich kaum mehr als Ausdruck seines Glaubens, sondern nur noch als poetisches Motiv.

In neuerer Zeit hat man jenen Glauben an ein Wiedersehen im Jenseits auch auf den attischen Grabreliefs erkennen wollen. Wer kennt sie nicht, jene wunderbaren Darstellungen, die uns eine sitzende Gestalt mit einer stehenden traulichen Handschlag wechselnd zeigen, jene Scenen, deren Anblick uns wie Spangenbergs „Zug des Todes" mit einem

Gefühl sanfter Beklommenheit erfüllt! Man hat behauptet, nur moderne Sentimentalität könnte aus dem Antlitze der so verbundenen den Ausdruck der Trauer, etwa den Abschiedsschmerz herauslesen. Aber diese Ansicht läßt sich nicht halten. Denn da, wo das edle Maß herrscht, wo der Künstler sich selbst so strenge Grenzen gezogen hat wie in Athen, da gilt der kleinste Gestus mehr als in einer Kunst, die nur den Leidenschaften und ihrem Ausdrucke dienen will. Und eine stille Geberde des Schmerzes ist doch oft vorhanden, der Tote macht eine Bewegung der Trauer, der verlassene Gatte greift sich in den Bart, das Gesicht endlich zeigt, was mit besonderer Energie betont werden muß, doch nicht immer einen gleichmütigen Ausdruck. Lesen wir dann noch unter einer solchen Handschlagsscene eine Inschrift, welche die Gatten trauliches Wechselgespräch miteinander pflegen, die Frau dem Manne die Sorge für die Ihrigen ans Herz legen läßt, sehen wir schließlich noch auf dem Giebelfelde des Reliefs eine klagende Sirene angebracht, so ist es klar, daß der Hoffnuug des Wiedersehens hier ein Ausdruck nicht verliehen worden ist. So behält denn die andere Erklärung recht, die in diesen Scenen nur ein fingiertes letztes

Beisammensein der Hinterbliebenen und Toten, ein Symbol unlösbaren Verbundenseins erblickt. Der Mensch kann sich nicht überwinden, den teuren Toten sich deutlich in anderer Umgebung als der irdischen vorzustellen, immer wieder zeigt uns die Erinnerung an den Abgeschiedenen ihn mitten in dem eigensten Wirkungskreise, unter denen, die ihm die nächsten waren. Wir bleiben verbunden auch im Tode: das wollen diese Bilder sagen. Auch sie predigen den Ernst des Todes, über den weder Bild noch Wort noch religiöser Gedanke je ganz hinausführt.

Was aber das Bild nicht alles sagen konnte, das lehrte die Inschrift. Solcher Grabepigramme haben wir eine große Menge, weit über 1500 an der Zahl, auf Steinen und in Büchern, besonders im siebenten Buche der griechischen Anthologie, wirkliche und fingierte, erhalten. Sie lehren uns deutlich, was der Grieche beim Tode seiner Lieben und wie er zu den verschiedenen Zeiten empfand. — Die ältesten poetischen Inschriften — denn das Gefühl drückt sich hier fast ausschließlich in Versen aus — klingen ganz außerordentlich einfach und gefaßt. Die ersten Epigramme derart stammen aus dem

sechsten Jahrhundert v. Chr. Das Grabmal redet zuweilen selbst:

„Ich bin das Mal Myrines, die der Pest erlag“,

oder wir hören, wer das Grabmal gesetzt hat, damit des Stifters Pietät erkannt werde. Der Tote wird gerühmt, seine Schönheit, Tapferkeit, Tugend und Sitte gepriesen, seine Todesart wird angegeben. Frauen erhalten das Lob der Zucht und Sitte. Frühe schon treffen wir die Vorstellung, daß ein Wanderer an dem Grabsteine, der am Wege steht, vorbeigeht, stille steht und den Spruch liest. Zum Lohne dafür, daß er um des Toten willen seinen Weg unterbrochen und geklagt hat, erhält er dann einen Segensspruch mit auf den Weg. So lesen wir denn:

Nahst du, o Landsmann, diesem Steine,
Trittst, Fremder, du an ihn heran,
Bevor du weitergehst, beweine
Den Tettichos, den wackren Mann!
Im Kampfe mit dem Feind erlegen,
Verlor er frischer Jugend Zier:
Für deine Thränen nimm mit dir,
O Wandrer, Glück zu deinen Wegen!

Die Thatsache, daß ein braver Mensch gestorben, die Art, wie er von hinnen schied, genügt, höchstens

wird noch hinzugefügt, daß er den Seinen Trauer und Sehnsucht hinterlassen habe, ein Motiv, das in späterer Zeit immer rührender, aber auch oft sehr wortreich ausgeführt wird. Wie unendlich einfach klingt noch der Grabspruch eines jungen Mädchens aus dieser Zeit:

Der Phrasikleia Denkmal schau':
Nicht durft' ich werden Ehefrau,
Der Götter Wille anders war,
Nun heiß' ich Jungfrau immerdar!

Mit dem fünften Jahrhundert zieht eine neue Zeit für Hellas herauf, Krieg folgt auf Krieg. Es gilt die Freiheit, da verliert der Gedanke an den Tod seine Furchtbarkeit. Wohl finden wir Epigramme, in denen der Ausdruck des Schmerzes reicher als früher gestaltet ist, aber diese treten zurück vor den großartigen Dichtungen zum Preise der Gefallenen. Den Hinterbliebenen ist die traurige Frage: warum mußte es sein? erspart, sie wissen es ja, viele wünschen sich selbst keinen schöneren Tod. Wie das Grabesbild den Helden im siegreichen Kampfe zeigt, so atmen die Epigramme das ruhige Gefühl, daß das Vaterland sich in seinen Kindern nicht getäuscht habe. Gemeingut aller gebildeten Völker ist ja

jenes in seiner Schlichtheit so herrliche Epigramm geworden, das, wenn es wohl auch nicht von Simonides stammt, doch die Züge des goldenen Zeitalters griechischer Poesie trägt, uns Deutschen noch durch Schillers Übersetzung teuer:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl.

Von Simonides aber haben wir das kurze Grabgedicht auf den Opferpriester Megistias, der in den Thermopylen starb:

Megistias' Denkmal dnaht ein Fuß.
Megistias', ruhmeswert,
Hinsank er am Spercheiosfluß
Gefällt vom Mederschwert.
Ein Seher, ahnt' er sichern Tod,
Nicht trog ihn sein Gesicht:
Und dennoch, Spartas Führer nicht
Verließ er in der Not!

Ähnlichen Tones reden andere Sprüche. Voll prächtigen Stolzes spricht zu uns eins von den drei athenischen Epigrammen, welche die im Anfange des peloponnesischen Krieges vor Potidäa gefallenen Bürger ehren:

Vor Potidäa ließen sie das Leben;
Es ward die Luft den Seelen Vaterland,
Die Leiber hat der Erdengrund gebettet.
Doch wer vom Feinde sich nicht schnell gerettet
Und hinter Mauern Lebenshoffnung fand,
Dem hat das Schicksal nur ein Grab gegeben.

Aus diesen Stimmen vernehmen wir keinen Todesschmerz, es klingt dasselbe Metall wie in Perikles' berühmter Leichenrede, die Athens Können und Wollen zu blendendster Charakteristik zusammenfaßte, die den schmerzlosen Tod der rühmlich gefallenen Krieger pries und den bekümmerten Eltern durch den Hinweis auf das glänzende Ende ihrer Söhne, auf die ihnen noch gebliebenen Kinder, den Brüdern und Söhnen durch die Vorhaltung des hohen Beispiels, das ihnen gegeben, Trost ins Herz zu gießen suchte.

Die eben angeführten Verse aber haben noch eine andere Bedeutung. Es ist schon lange bemerkt worden, wie deutlich in ihnen die Anschauung des Euripides vom Tode und Vergehen hervortritt, die Anschauung des Dichters, der von allen athenischen Tragöden die reichste Popularität genoß, dessen Sentenzen mit besonderer Vorliebe noch im spätesten Altertum citiert wurden. Damit sind wir nun an

einem wichtigen Punkte angelangt; es gilt, die Auffassungen der tragischen Dichter vom Tode zu durchmustern, weil von diesen großen Vorbildern die Grabepigramme in Vorstellung und Ausdruck starke Abhängigkeit zeigen.

Die Stimmen, die sich hier vernehmen lassen, nehmen mit der Zeit an Stärke, an Modulationsfähigkeit zu. Je mehr das Gemüt der Griechen in sich selbst zu blicken lernt, desto mannigfaltiger wird der Ausdruck der Totenklage, in desto häufigerer Gestalt naht das Bild, unter dem, wie Schiller sagt, „die Menschheit erschlappt". Uralte Volksvorstellung hatte Hades den „vielaufnehmenden" genannt. Ähnliches kehrt bei Aischylos wieder. Hades, der einzige Gott, der keine Geschenke nimmt, dem die Göttin der Überredung nicht naht, ist der „Volkssammler"; drunten im allaufnehmenden, sonnenlosen, unsichtbaren Lande sitzt er, merkt sich jeglichen Fehl der Menschen. Oft ist das Leben schwer, darum besser, nicht geboren zu sein als zum Leid, für unerträgliches Weh ruft man darum den Tod als Arzt herbei. Drunten dürfen sich dann die wiedersehen, die sich droben liebten. Auch Sophokles legt seinen Helden diese Hoffnung in den Mund, aber ein

wirklicher Glaube steht nicht mehr dahinter; dazu sind des Dichters Vorstellungen von Leben und Tod viel zu düster. Wir Menschen sind ein Schatten, eine unnütze Last der Erde. Gewiß wäre dem unheilbar Kranken besser im Hades, aber ach! gerufen kommt der Tod nicht. Über alle Vernunft, alles Denken erhaben bleibt es darum, nicht geboren zu sein, oder wenigstens gleich nach der Geburt wieder hinabzugehen, von wannen man gekommen. Freilich ist dies ein Satz alter Spruchweisheit, und wer wollte nicht auch dem ernsten Sinne der Tragödie, nicht trüber Dichterstimmung ein so furchtbares Wort zu gute halten, aber andere Aeußerungen des Dichters bestätigen diese Anschauung nur. Der Tod heißt ein Hafen, ein Bundesgenosse, er ist eine Schuld, die alle Menschen bezahlen müssen; warum stöhnen sie, wenn jemand stirbt, weiß man denn, ob nicht das Sterben besser als das Leben, das so unendlich kurze, bleibt? Hades ist ja allen gemeinsam, die alle bettende Kammer. Leise klingen auch vereinzelte Trostgründe durch; nicht dir allein, sagt der Chor der trauernden Elektra, ward dieses Leid, die Zeit wendet alles Weh. Aber wenn dieselbe Elektra, als ihr nun auch nach dem Vater der

Bruder genommen scheint, vom Chor an Amphitryon erinnert wird, der lebendig unter der Erde herrsche, so bleibt der Hinweis auf den Heros nur ein schwacher Trost, und den Sieg behauptet das Bewußtsein, das Nichts gehe ein zum Nichts. Doch hindert die Resignation nicht den vollen Schmerzausbruch. Denn wen rührte nicht noch heute das Lied, in dem Antigone, Haimons Verlobte, Abschied vom Leben nimmt, um eine Braut des Todes zu werden! Dem Kummer um das ehelose Sterben sind wir oben schon begegnet; wie einfach aber klang noch jener Spruch des attischen Grabsteins, der ja nur die Thatsache ewiger Jungfrauschaft der Verstorbenen zu konstatieren schien. Aus Sophokles' Versen redet der tiefste Schmerz, herzzerreißende Klage: das Hochzeitslied wird der Antigone nun nicht gesungen, die Fackel ihr nicht angezündet, sie darf keine Kinder sehen, muß den Acheron heiraten.

Greller, hoffnungsloser wird noch Euripides' Anschauung. Der Dichter kannte das menschliche Herz bis in seine innersten Falten, verlieh jeder Stimmung den treffendsten Ausdruck; wie mögen seine Worte von Tod und Leben den empfänglichen Athenern in die Seele geschlagen haben! Er wieder-

holt einiges, was sich auch bei anderen Tragikern, besonders Sophokles, findet. So redet er von der Schuld, die der Tod einfordert, meint, es sei besser, nicht geboren zu sein, läßt das Nichts in das Nichts gehen, wiederholt die Motive beim Scheiden junger Mädchen, die hinabsteigen in die Kammern der Persephone, giebt den allgemein menschlichen Trostgründen, dem Hinweise auf die heilende Zeit, auf das auch anderen gewordene Leid einen Platz. Aber er geht doch noch weit über seine Vorgänger hinaus. Er sucht den Dingen, wie sie sind, ins Angesicht zu sehen. Das Leben ist in der That nur Verhängnis, den eben Geborenen müßte man beklagen, den Toten glücklich preisen. Vielleicht ist Sterben Leben, Leben Tod; denn drunten liegt man schmerzlos, im Hades haben wir keine Sorgen; darum ist sterben das beste Mittel gegen das Leid. Thöricht ist es, für den Toten Aufwand zu machen, zur Erde hat man Erde gebracht, was ist dabei? Alle Klagen wecken ja doch den Toten nicht auf, vom Hades, der einfachen Rennbahn, kehrt niemand zurück; totsein ist ja nicht schmerzlich, ist derselbe Zustand wie nicht geboren zu sein. Wer alles das sagt, der kann an kein Jenseits glauben, und den

eben gehörten Stimmen gegenüber bleibt es ebenso wie bei Sophokles nichts als poetische Fiktion, wenn Euripides Alkestis im Hades auf Admet warten läßt. Der Dichter stellt subjektiv wie immer sich so skeptisch wie möglich dem Unsterblichkeitsglauben gegenüber, und wenn wir in seinem Hippolytos (V. 189) lesen:

Das menschliche Leben ist Jammer und Not,
Erlösung, Frieden ist nirgend.
Wohl giebt es ein andres, ein seliges Sein,
Doch liegt es verborgen in Dunkel und Dunst.
Drum klammert die eitele Liebe sich fest
An den gleißenden Schimmer der irdischen Welt,
Bloß weil sie ein anderes Leben nicht kennt,
Kein Auge die Schatten des Todes durchmißt,
Wahnbilder des Glaubens uns irren —

wenn wir das lesen, so ist es klar, daß kein frommer Glaube ihm über die Tiefen hinweghilft, die sein Verstand ihm zeigt.

Aber auch dieser Dichter, der unter den Griechen dem Menschenweh den beredtesten Ausdruck verliehen, hat es verstanden, in das traurige Ereignis erhebende Gefühle und Bilder hineinzustellen. Das ewig menschlich Schöne, treue Liebe, tritt auch bei Euripides in ihr Recht. So steigt Alkestis für ihren

Gatten ins Grab, und nicht selten hören wir die Hinterbliebenen klagen, daß sie nicht für den teuren Toten sterben durften. Neben den oben genannten Trostgründen erscheint auch der Hinweis auf die Kinder der Götter, die ihre hohe Abstammung vor dem Tode nicht schützen konnte. Von Euripides endlich ist jenes wundervolle Motiv gefunden: Werde die Erde Dir leicht! jener fromme Wunsch, den die Grabsprüche des dritten und der folgenden Jahrhunderte wiederholen, die Römer ständig brauchen, und der auch heute seine Bedeutung noch nicht ganz verloren hat.

Die Vorstellungen der Tragiker sind Gemeingut vieler Leidtragenden geworden. Auf den Inschriften und den freien, nicht zur Fixierung auf dem Steine bestimmten Gedichten des vierten und der folgenden Jahrhunderte kehren oft genug die Bilder aus diesem Ideenkreise wieder, ja hie und da begegnet man wohl auch der Weiterentwicklung angeschlagener Motive. Im vierten und dritten Jahrhundert bildet sich so eine wirkliche Tradition, eine Art Kanon der Grabgedichte aus; gleiche Anfänge, gleiche Bilder zeigen sich in den Epigrammen der verschiedensten Gegenden. Der Schmerzausdruck der älteren

Sprüche war, wie wir sahen, ein verhältnismäßig stiller gewesen; nun, nachdem die Tragödie neue Tiefen des Gemütes aufgedeckt hat, klingt oft genug „der Menschheit ganzer Jammer“ aus diesen kurzen Liedern wieder. Im sechsten und fünften Jahrhundert klagt man, soweit wir die Steine kennen, noch niemanden als schuldig am Tode des Verblichenen an, höchstens wird einmal das Meer, das den Schiffbrüchigen verschlungen, „unverschämt“ genannt. Aber schon im vierten Jahrhundert beschuldigt man das Schicksal offen des Neides, und später heißt der Tod in stehender Formel nur der „neidische Dämon“. Auch die Sehnsucht nach dem Toten kommt häufiger zu Worte. Hieß es früher, daß der Verstorbene ein wackerer Mann, die Tote ein vernünftiges, sittiges Weib gewesen, so sagt man jetzt z. B., daß der Abgeschiedene niemanden verletzt, die Begrabene nicht Kleider noch Gold geliebt habe. Der Wanderer soll nicht nur erfahren, wer drunten im Grabe liegt, wie er gestorben, und nicht nur durch eine Thräne seine Pietät dem Toten als solchem beweisen, sondern auch durch die ergreifende Fassung des Gedichtes gerührt werden. So lassen die trauernden Eltern ihr Kind klagen:

Das Sterben däucht mich nur gering.
Der Tod ist Menschenlos,
Doch daß ich vor den Eltern ging,
Und eh' die Jugend ich genoß,
Das heißt ein traurig Ding!

Wie anders die Griechen jetzt empfinden, zeigt vielleicht am besten das wundervolle Epigramm auf die athenischen Kämpfer von Chäronea:

Dein Götterauge weilt, o Zeit,
Auf alles Irdischen Geschick;
O, wende auch auf uns den Blick,
Ein Bote sei von unserm Leid!
Von Hellas' heil'gem Lande nur,
Das wir zu retten eilten, sag',
Wie unsre Schar dem Tod erlag
Auf der Böoter stolzer Flur!

Wie hehr und männlich klangen uns einst die kurzen wuchtigen Epigramme aus der Perserzeit: welche Wehmut, welch gebeugter Sinn durchzittert nun diese Verse!

Auch von einer Fortdauer nach dem Tode ist hie und da die Rede. Aber sehr stark, sehr allgemein war der Unsterblichkeitsglaube in dieser Zeit nicht. Bei dem attischen Leichenredner, der oft genug im vierten Jahrhundert die Niederlagen seiner Landsleute beschönigen muß, spielt der Gedanke an ein besseres

Jenseits nur eine fast verschwindende Rolle. Große Worte fallen am offenen Grabe: die Toten haben ihr Leben aufgewandt, damit die anderen schön lebten, sie haben dem Vaterlande die Erziehungskosten zurückerstattet; man tröstet sich damit, daß der Tod natürlich und allen, Bösen wie Guten, gemeinsam sei, daß die Toten gleich den Neugeborenen seien, ledig aller Last der Erde. Aber diese euripideische Mahnung mag wohl kaum verfangen, und ebensowenig Eindruck wird es gemacht haben, wenn der Redner hinzusetzt, vielleicht gäbe es doch eine Empfindung im Hades und eine Sorge vonseiten der Gottheit: dieser Glaube klingt denn doch zu unbestimmt. Nur eine kleine Zahl erlesener Menschen bekannte sich im vierten Jahrhundert zur Unsterblichkeitsidee; als Platon seinen Phädon schrieb, dachte die Mehrzahl, wie der Leib vergehe auch die Seele im Tode, das Volk aber huldigte nur dem Gespensterwahn, daß die Seelen der Bösen nicht zur Ruhe kommen könnten, sondern um die Gräber schwebend ein irres Dasein führten.

Die alexandrinische Poesie steigert im dritten Jahrhundert und in der folgenden Zeit Empfindung und Ton der Grabschriften. Sie vermag das kraft

ihrer gesteigerten Feinfühligkeit und der glänzenden poetischen Technik, die sie übt. So wird das Grabgedicht zur eigenen Litteraturgattung, existiert um seiner selbst willen, und die Epigramme auf dem Steine gefallen sich in Wiederholung dessen, was der alexandrinische Dichter geschaffen. Eins der schönsten Gedichte möchte ich hier gleich mitteilen. Von einem sonst ziemlich unbekannten Poeten Herakleitos haben wir in der griechischen Anthologie ein kurzes Lied auf eine Frau, die an der Geburt von Zwillingen starb:

Sieh das Grab dort, aufgeschüttet eben,
Um das Säulenhaupt den Kranz gelegt;
Wie, o Wandrer, seiner Blätter Beben
Leises Rascheln dir zum Ohre trägt.
Lesen wir das Wort
Auf dem Steine dort,
Wessen glatt Gebein die Erde hegt.

„Aretemias aus Knidos hieß ich,
Euphrons Frau, dem Zwillinge ich gab,
Schwer genug, und ach! von beiden ließ ich
Eins ihm nur zu seines Alters Stab.
Doch das andre hier
Nahm ich fort mit mir
Zum Gedächtnis an den Mann hinab.“

Dies Gedicht, aus dessen idyllischem Tone uns schon ein ganz anderes Empfinden anweht, hat

außerordentlich gewirkt; es ist bald nachgeahmt worden, und noch auf einer späten Inschrift aus Bordeaux finden wir Anklänge daran. Einen Dank für dies Epigramm, an dem sich auch Herder gefreut hat, und für viele andere, leider verlorene Lieder mögen wir in einem Gedichte des berühmtesten alexandrinischen Poeten, des Kallimachos, erkennen. Das Lied, das er lange nach Herakleitos' Tode diesem ins Grab nachsang, ist ein Gelegenheitsgedicht und wirkt darum ungemein stimmungsvoll:

Ein trüber Laut schlägt mir ans Ohr,
Ein Name klingt entschwund'ner Zeit,
Er mahnt an unvergeßlich Leid,
Wie, Herakleit, ich Dich verlor!

Du kamst, Halikarnassos' Sohn,
Zu uns und plaudernd brachtest du
So manchen Tag mit mir zur Ruh;
Nun bist du lange Asche schon!

Doch eines bleibt, das hebt mich wieder:
Es leben, vor des Hades Krallen
Geborgen, deine Nachtigallen,
Die Nachtigallen deiner Lieder!

Wo der Schmerz immer lauter wird und des Vaterlandes allgemeine Trauer kein Trostmittel mehr ist, weil man kein Vaterland mehr hat oder wenig-

stens nicht dafür kämpft, da mehren sich die Klagen um den vor den Eltern erfolgten Tod. Freilich bietet die Poesie für diesen Fall in einem wundervollen Worte einen lieblichen Trost. „Wen die Götter lieben“, sagt der große Lustspieldichter Menander, „der stirbt früh“. Dieser Spruch erscheint zuweilen auf den Steinen, aber solche freundliche Stimme steht doch ganz vereinzelt da, und sie verklingt in den mannigfachsten Tönen des Jammers. Sehr häufig ist die Trauer um die den Wehen erlegene Wöchnerin und besonders um die ehelos Gestorbenen. Man hat mir den Brautgesang nicht angestimmt, die schon entzündete Hochzeitsfackel leuchtete mir nur zum Begräbnisse, so läßt man das jung verstorbene Mädchen beweglichen Tones klagen. Auch um die Schiffbrüchigen, die das Grabrelief trauernd auf einem Felsen sitzend zeigt, wird schwer Leid getragen, um das einsame Grab am Gestade des Meeres rankt sich eine ganze Litteratur. „Die Säule“, heißt es oft auf dem Kenotaph, „führt den Namen, der Leichnam liegt im Meere, den Fischen zur Speise, oder nackt am Gestade.“ Wie der Tod als neidischer Dämon, so wird das Meer beschuldigt, daß es dem Seefahrer anstatt

Gewinn nur Verderben gebracht; warum, fragt der Tote wol, muß ich hier liegen, im Angesichte des ewig rauschenden Meeres, dessen Wogenschwall mit seinem Brausen mich nicht zur Ruhe kommen läßt? Hüte Dich, Wanderer, aufs Meer bei stürmischer Zeit zu gehen, besser als die See bleibt immer das Land. Und wie auf den Seefahrer, so findet der Grieche auf jeden Stand irgend ein Motiv: die Arzenei hat dem Arzte nicht gegen den Tod geholfen, der Schauspieler ist oft auf der Bühne gestorben, so freilich noch nie. — Wie schon oben bemerkt, kehren die Bilder der Tragödie wieder. Man bringt Staub zum Staube, wünscht, daß die Erde dem Toten leicht werde, nennt den Tod einen Hafen, den Volkssammler. Einiges wird auch weitergebildet. Den Menschen ist's eine Schuld zu sterben, sagte die Tragödie. Die Alexandriner machen den Hades zum Gläubiger und klagen den thränenerfreuten Tod an, daß er vor der Zeit sein Recht geltend mache, sie bitten die Erde, den Toten sanft an ihren Busen zu legen. Man sucht im echtesten Geiste dieser Poesie nicht nur die Menschen zum Klagen aufzufordern, sondern auch die umgebende Natur, mit der man jetzt in einem eigenartig sentimentalen Verhältnisse

lebt. Selbst die thränenlosen Eulen müssen um den Toten klagen, heißt es, Steine, Bäume, Quellen sollen ihr Leid bezeugen. Dem Toten pflanzt man Blumen aufs Grab und läßt ihn sich auf dem Steine rühmen, daß seinen Hügel kein Dorngesträuch umwuchere, daß nicht die Fledermaus darüber hinflattere, sondern süß die Nachtigall dort singe, die kluge Schwalbe zwitschere und die liebliche Grille dazu zirpe: ein anmutiges Bild! Man lobt auch nicht mehr mit der einfachen Hervorhebung der vortrefflichen Eigenschaften des Verblichenen, eine Frau heißt nicht mehr schlechthin sittig, vernünftig, aller Putzsucht bar, sondern man braucht einen echt alexandrinischen Vergleich, man stellt sie der Penelope zur Seite. Liebliche Bilder malen die Hinwegraffung des Verstorbenen: er erlosch wie ein Licht, er fiel in den Hades wie ein abbrechender Ast, der Gott der Unterwelt raubte das Kind, die keimende Frühlingsrose mit der Wurzel herausreißend.

Im dritten Jahrhundert entsteht auch eine neue äußere Form der Grabschrift, die später reiche Nachahmung findet. Oben lasen wir auf einem der ältesten Grabdenkmäler, wie der Wanderer angeredet ward, auf einem späteren Steine bemerkten wir ein

Zwiegespräch zwischen der verstorbenen Frau und ihrem überlebenden Gatten, wie dies auch deutsche Gräber des 16. Jahrhunderts zeigen. Nun haben wir ein neues Motiv: Der Wanderer selbst wird redend eingeführt, er stößt auf den Grabstein, fragt, wer da drunten ruhe, und erhält in kurzer Wechselrede Antwort auf seine Fragen.

Wir haben bisher nur den Schmerz am Grabe zu Worte kommen lassen. Doch damit allein würde unsere Darstellung unvollständig sein. Auch in Griechenland ist unter den vielen, die sich gequält, hie und da ein Glücklicher gewesen; wenigstens haben seine Angehörigen, die ihm den Grabstein setzten, diesen Eindruck von seinem Leben gehabt. So lesen wir denn von einem alten Manne:

Ich opfert' allen Göttern gleich,
Genoß von ihnen Ehren reich,
So nehm' ich denn in dies mein Grab
Neun der Jahrzehnte mit hinab.

Viele rühmen sich auch, daß sie Kinder von Kindern gesehen. Kein Grabspruch aber dieser Art läßt sich vergleichen mit dem reizenden Epigramm auf zwei alte Frauen der Insel Kos, das uns wie ein echtes Idyll anmutet:

Dein holdes Licht, o Tag, bescheint,
Die edlem Koerblut entsprossen,
Bitto und Phainis, treu vereint,
Beim Tagewerk, im Grab Genossen;

So arm wie alt, doch ohne Klagen:
Süß nahtest, Frührot, Du uns immer,
Wir sangen Dir beim Lampenschimmer
Entgegen alte Heldensagen.

Selbstverständlich sind auch philosophische Anschauungen, wenn schon nicht gerade sehr häufig, auf den Steinen vertreten. Die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben nimmt mit der Zeit an Stärke zu, man fragt sich mit Platon, ob der Tod ein Unglück oder ein Glück sei, braucht philosophische Bilder vom Feuer des Scheiterhaufens, das Leib und Seele reinigt, vom Kleide der Seele, dem Leibe. Kynische Anschauung ist es, wenn wir unter dem Bilde eines Skeletes lesen:

Blick einer hier auf dies Gerüst,
Das ganz von Fleisch entblößet ist:
Wer sieht, o Wandrer, sieht noch klar,
Ob's Hylas, ob's Thersites war!

Und aus epikureischer Schule scheint ein anderer Spruch zu stammen:

Halt, Wandrer, nicht vorüber an des Grabes Schrift!
Bleib' stehen, höre, weißt du alles, kannst du geh'n.
Im Hades nimmer ist ein Schiff, das Charon lenkt,
Nicht Aiakos, der Schließer, noch der Höllenhund.
Nein, alle Tote, die wir in der Tiefe sind,
Wir sind nur Knochen, Staub, von and'rem Wesen bar.
Ich sprach die Wahrheit, Wandrer, dir und nun hinweg!
Damit ein Toter dir nicht noch ein Schwätzer scheint.

Wieder an anderer Stelle wird der Wanderer gemahnt, sein Leben richtig zu benutzen, nicht so es einzurichten, als ob er es immer in gleicher Weise weiter treiben würde, noch so, als ob er nur kurz sein Dasein fristen könnte, sonst würde er ein dürftiges Alter vor sich haben: eine ziemlich hausbackene Regel! Sehr viel tiefer als dieser immerhin wohlgemeinte Spruch stehen die Ratschläge, man solle die kurze Lebenszeit genießen, essen, trinken, mit den Weibern sich belustigen, denn man sterbe ja doch. Recht erheiternd klingt es dann freilich, wenn ein so frivoler Toter, der diesen leichtsinnigen Rat gegeben, mit völliger Unverfrorenheit versichert, seine Seele sei im Olymp.

Am Tode hat die Philosophie selbst natürlich den thätigsten Anteil genommen. Sokrates' Ende besiegelte das edelste Hellenenleben. Seine Idee von

der Unsterblichkeit senkte sich tief in Platons Dichterseele und ward zur Wurzel seines ganzen Systems. Jeder Philosoph mußte die Notwendigkeit fühlen, mit dem Tode sich abzufinden, und mancher hat in dieser und der folgenden Zeit durch Trostschriften sich und andere zu beruhigen gesucht. Aber die meisten Denker bewegten sich hier in sonderbaren und oberflächlichen Schlüssen, in kalten Betrachtungen. Der Grundsatz alles Philosophierens über den Gegenstand bleibt bald nach Platon immer: Der Tod ist nicht zu fürchten, denn er existiert eigentlich gar nicht: sind wir, so ist er nicht da, ist er da, so sind wir eben nicht: den schrecklichen Übergang, das Sterben, den Todeskampf, scheint man nicht zu kennen. Für die Stoiker, die ihr ganzes Gefühlsleben in die strammste Zucht nahmen, galt es nur, ein würdiges, leidenschaftsloses Leben mit würdigem Ende zu beschließen; den Kynikern, denen fast alles auf Erden unter ihren Kunstausdruck „Dunst" fiel, blieb auch der Tod etwas Schwindelhaftes, Gleichgültiges; er kann ja kein Übel sein, da wir tot überhaupt nichts mehr empfinden. Noch besitzen wir Reste aus den Vorschriften eines Kynikers, wie man Trauernde trösten solle, Trostgründe, die an herzloser Herbheit

und Dürftigkeit der Gedanken ihresgleichen suchen. Es gilt, heißt es da, für unmännlich, dem eigenen Tode zaghaft entgegenzusehen: wer wird sich also über fremder Leute Sterben, die man doch nicht mehr als sich selbst liebt, aufregen? Da waren die alten Spartanermütter besser, die wußten doch, was sich gehörte. Sehr thöricht ist es, um den Verlust einer Frau oder eines Sohnes ganz außer sich zu kommen, sich selbst und die eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen; wird sich denn jemand, der ein Auge verloren hat, auch das andere noch ausreißen? Thut man sich nur Gewalt an, so kommt man über den Schmerz hinweg. Andere tröstet man, indem man das scheinbare Unglück, das sie erlitten, mit dem scheinbaren Glück auszugleichen sucht, etwa so: Dein Freund ist Dir gestorben? — Nun, er ist Dir ja auch geboren worden. Entgegnet der Leidtragende: Ach, daß er nicht mehr leben kann, so sagt man: Warum betrübst Du dich denn nicht auch darüber, daß er nicht schon vor 1000 Jahren gelebt hat? Fährt dann der Bekümmerte fort im Klagen, jammert, daß er nun keinen Nutzen vom Toten mehr habe, dann weist man ihn tröstend darauf hin, daß ja nun auch alle Plackerei um den Abgeschiedenen zu

Ende sei. Ähnlich denken alle Kyniker; der Tod, sagt Bion, ein anderes Mitglied der Sekte, einer der größten Witzlinge des Altertums, ist ja nur eine Wohnungsveränderung, wir können die Miete nicht mehr bezahlen, der Hauswirt, die Natur, nimmt uns Augen, Ohren, Hände, Füße in Beschlag, und wir entfernen uns gerne, als ob wir ein Gastmahl verließen. Der echte Kyniker kann sogar dem Klagenden gegenüber seine Neigung zum Spaße nicht unterdrücken. „Es ist sehr thöricht, sich vor Trauer das Haar zu raufen", meint derselbe Bion, „denn Kahlköpfigkeit kann niemanden trösten".

Ebenso unerbaulich denken die Epikureer. Da ihrem Systeme jeder Zukunftsgedanke ein Unsinn ist, da sie sehen, wie so viele Menschen sich lächerlicherweise das Leben durch Todesfurcht verderben, so kümmern sie sich gar nicht um das Ende. Es kommt ja doch früh genug. Aber wenn auch die Epikureer von der Höhe ihres Dogmas den Tod übersehen, so bleibt ihnen immerhin doch der Ruhm, daß der Stifter ihrer Schule seine Lehren auch im Tode bethätigte und mit philosophischer Fassung die furchtbaren Qualen seiner letzten Krankheit ertrug.

Recht unerfreuliche Stimmen diese letztgehörten!

Nach den ergreifenden Grabschriften, den gewaltigen Worten der Tragödie diese kalten und leeren Philosophen! Aber nicht alle fallen unter dies Urteil. Nein, das griechische Herz hat doch gottlob stärker und wärmer geschlagen. Wir besitzen zum Glück noch Bruchstücke aus einer Trostschrift, die dem tiefen Schmerze eines Leidtragenden Heilung auf menschlich schöne Weise zu schaffen sucht. Das ist die Trostschrift des Platonikers Krantor, an Hippokles, dem seine Kinder gestorben waren, gerichtet. Sie hat großen Eindruck auf die ganze Zeit des Philosophen gemacht und wurde viel noch im späteren Altertume gelesen. Aus ihr schöpfte Cicero Trost für den Tod seiner geliebten Tochter Tullia, intensiv benutzte sie der Verfasser der pseudoplutarchischen Schrift an Apollonius, und so hat man denn mit Hülfe dieser beiden Autoren, von anderer weniger ausgiebiger Tradition abgesehen, viel vom Original zurückgewinnen können.

Die Schrift scheint mit einer Entschuldigung begonnen zu haben dafür, daß der Briefsteller erst jetzt schriebe. Aber die Ursache der Verspätung war nicht Saumseligkeit, sondern der Wunsch, zu schonen. Wie bei den Wunden des Körpers, so ist auch bei

denen der Seele die beste Heilmethode, einige Zeit verstreichen und die Natur walten zu lassen; schnell angewandte Mittel können nur schaden. Es ist nur begreiflich, wenn jemand über den Tod seiner Kinder außer sich gerät; „denn keinen Augenblick," sagt Krantor wörtlich, „stimme ich denen bei, die auf jene rauhe und herbe Gefühllosigkeit, welche außer dem Bereiche des Möglichen wie des Nützlichen liegt, Loblieder singen. Möge es uns erspart sein, krank zu sein; sind wir aber krank, dann wollen wir auch eine Empfindung davon haben, mag uns nun ein Glied abgeschnitten oder ausgerissen werden. Denn jene Empfindungslosigkeit gewinnt der Mensch nur um einen großen Preis: im einen Falle muß der Körper, im anderen die Seele von Verrohung ergriffen werden." Aber ebenso ist auch das unmäßige Leid, die Steigerung des Jammers wider die Natur, eine gewisse Mittelstimmung muß erreicht werden. Der schöne Spruch: „Nimmer zuviel" hat hier seine volle Geltung; wie die in Thränen zerflossene Niobe soll man nicht klagen.

Um wen jammern wir nun? Um uns selbst wohl nicht, nicht darum, daß wir Freuden, Nutzen, Unterstützung im Alter durch den Tod unserer

Kinder verloren haben, das wäre ja nur ein Grund der Selbstliebe, dann sehnten wir uns nicht nach den Toten, sondern nur nach den Vorteilen, die sie uns im Leben einst gewährten oder gewährt hätten. Nein, wir klagen, daß sie so frühzeitig vollendet wurden. Ja, wüßten wir, daß dieser Kinder Leben allezeit schön gewesen wäre, dann hätten wir reichen Grund zur Klage, wie es in einer Komödie heißt. So aber steht es ganz anders, so sind die Verstorbenen durch ihr frühes Ende auch der Übel dieses Lebens ledig geworden, manches, was sie hätten dulden müssen, blieb ihnen erspart. Einen Tod vor der Zeit giebt es auch gar nicht. Unser Leben ist ein Darlehen, für dessen Rückerstattung die Natur keinen Termin gesetzt hat. Sonderbar, der Tod der eben Geborenen, der Säuglinge, erregt uns nicht tief, aber über das Hinscheiden deren, die noch so viel vom Leben haben konnten, trauern wir. Aber etwas ist doch besser als nichts, und was ist schließlich denn überhaupt die Lebenszeit als solche? Man muß sie nicht nach der Länge, sondern nach ihrem Inhalte messen. Am schwarzen Meere soll es nach Aristoteles Tiere geben, die nur einen Tag leben. Morgens geboren,

erreichen sie mittags ihre Vollkraft, um abends zu altern und zu sterben. Wären jene mit Seele und Vernunft begabt, so würden sie, wenn eins von ihnen vor Mittag stürbe, weinen und jammern und diejenigen glücklich preisen, die den ganzen Tag durchlebten. Leben wir aber auch noch so lange, gegen die Ewigkeit sind sogar 1000 und 10000 Jahre nur ein Punkt, ja weniger als das. Darum: das Schöne ist des Lebens Maß, nicht die Länge der Zeit.

Was ist das Leben überhaupt? Nichts als Jammer und Not. Darüber haben schon früher viele weise Männer geklagt und gefunden, das größte Unglück sei, in dies Leben, das nur eine Strafe bedeute, eingetreten zu sein. Das hat, wie Aristoteles erzählt, schon der alte Silen, vom Könige Midas gefangen und nach dem besten auf der Welt gefragt, ausgesprochen. Wir sind ein klägliches Geschlecht: so meint die ganze alte Philosophie. Nimmt man auch einiges davon nicht an, so bleibt's doch leider nur zu wahr, daß der Menschen Leben voll vielfacher Mühen und Beschwerden ist. Wenn es von Natur nicht so ist, so helfen wir doch selbst dazu, es uns verderblich zu gestalten. Dies rätselhafte Geschick folgt uns von weitem, ist uns von

Anfang an immer gefolgt, zu keinem Nutzen; schon wenn wir entstehen, so mischt sich ein Teil Unglück bei, das uns überall begleitet. Alle Anfänge nehmen sterblich, wie sie sind, teil an diesem Urgesetz, das der Seele Unbehagen, Krankheiten, Sorgen zu steten Begleitern macht. So muß man eigentlich mit Euripides den beweinen, der geboren wird, um der Unseligkeit willen, in die er gerät. Ein Trost nur und nicht der kleinste ist es, wenn wir selbst am Unglücke nicht Schuld haben. — Warum jammern wir also, wenn von solchem Elende der Tod Befreiung schafft? Nein, der Tod ist ein Glück: so hat wenigstens die Gottheit oft gedacht. Wen sie liebt, den hat sie jung sterben lassen, sagt Menander. Allbekannt sind ja die schönsten Beispiele. Kleobis und Biton, die frommen Söhne der Herapriesterin zogen ihre Mutter im Wagen zum Tempel. Da bat die Mutter die Gottheit um das beste für die Kinder, und diese schliefen ein, um nicht wieder zu erwachen, zum Lohne ihrer Frömmigkeit. Anderen ist es ähnlich ergangen, frommen Menschen hat die Gottheit nichts Besseres als einen schnellen sanften Tod zu geben vermocht, und das verkündigen auch heilige Orakel.

Vergessen wir ferner nicht, daß auch andere dasselbe, ja schwereres Leid getroffen hat. Auf sie müssen wir sehen, wenn es uns schlecht geht. Wie menschlich ertrugen das Menschliche große Männer gleich dem Philosophen Anaxagoras, gleich Perikles, Xenophon, Demosthenes. Xenophon, der, beim Opfer den Tod seines Sohnes vernehmend, nur den Opferkranz ablegte, um ihn gleich wieder, nachdem er den Heldentod des Gefallenen erfahren, aufs Haupt zu setzen; Demosthenes, der den Schmerz um seine einzige Tochter mannhaft unterdrückte, weil das Vaterland seine Dienste brauchte. Ja, wir können noch weiter gehen: versuchen wir uns alle Übel vorzustellen, die den Menschen betreffen können, so sind wir schon auf viele traurige Fälle vorbereitet, nicht ungerüstet wie gegen den plötzlichen Angriff eines Feindes. — Vor allem muß der Tod niemanden schrecken. Er hat keinen Teil an den Verstorbenen. Die Toten sind, wie Euripides sagt, gleich den Nichtgeborenen. Ebensogut könnte man ein Fabelwesen, einen Kentauren, eine Skylla beklagen, wie einen Toten: an dem Nichtseienden hat der Tod sein Recht verloren. Wie er uns einerseits keines Gutes beraubt, so bringt er uns auf der anderen

Seite ein neues Gut, indem er uns die Aussicht auf ein zukünftiges Leben schenkt. Hier im Leibe sind wir wie in einem Gefängnisse, ein Gerüst umgiebt uns, von dem uns der Tod befreit. Dann erhebt sich unserer Seele, ohne irdische Schranken kann sie die herrlichsten Dinge schauen. Was Platon gesagt, das muß man für wahr halten: der Guten harrt im Jenseits ein glückliches Leben.

Mit vielem, was so ein edler Platoniker vor Jahrtausenden einem Freunde zum Troste sagte, wird man heutzutage sich nicht einverstanden erklären. So menschlich nahe Krantor dem Leidtragenden zu kommen sucht, den einen Vorwurf wird man ihm nicht ersparen können, daß auch er wie seine Zeitgenossen die Furchtbarkeit des Todes mit dialektischer Spitzfindigkeit hinwegzudisputieren versucht hat. Bei anderem aber, was uns sonst noch unsympathisch sein könnte, der lebhaften Hinweisung z. B. auf hohe Vorbilder, womit man heutzutage wohl kaum einem Bekümmerten kommen dürfte, der sonderbaren Theorie, wie man sich auf kommendes Unglück am besten vorbereiten könne, wollen wir nicht vergessen, daß es für uns gilt, nicht das antike Empfinden zu verurteilen, sondern es verstehen zu lernen, besonders

da, wo es uns schwer wird. Was bewundernswert an der Trostschrift bleibt, ist ihr erhabener Standpunkt, ihr edler Ton, die warme Sorge für den Leidtragenden. Über das Leben an sich denkt der Philosoph fast wie Euripides, der neben Homer sein Lieblingsdichter war, aber wo bei diesem alle Hoffnung versiegt, da setzt der himmelan gewandte Glaube des Platonikers erst ein. Und so begreifen wir vielleicht auch heute noch, welchen Eindruck das Werk machen mußte, wie oft es den Bekümmerten wirklichen Trost gebracht.

Seit Lessing den Genius mit der umgestürzten Fackel in seiner Weise gedeutet, glaubt man noch viel zu allgemein, daß die Griechen in so lieblicher Weise den Tod zu verklären suchten. Gegen die lessingsche Ansicht hat schon Herder gemäßigten Einspruch erhoben, und vor der Überschätzung des Bildes überhaupt hat Schiller in dem denkwürdigen Distichon gewarnt:

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Aber auch die Griechen haben sich nicht über den Tod durch die Ästhetik täuschen lassen. Rührende Darstellungen der Kunst auf dem Grabe und er-

greifende Verse auf dem Steine lehren uns, daß der Hellene unter gleichem Weh gezuckt, wie heute wir, nicht selten gleichen Trost dafür fand. Wenn die Bilder und Lieder schön sind, so sind sie es darum, weil der Grieche eben fast nur Schönes schaffen konnte, nicht weil ein ästhetischer Eindruck das Auge vom Traurigen ablenken sollte. „Die Herzenshärtigkeit des Altertums", das ist das bequeme, allmählich etwas abgenutzte Schlagwort, unter dem viele ihre Unkunde vom antiken Empfindungsleben verbergen. Wer durch die Grabsteine wandert, sie aufmerksam betrachtet und ihre Sprüche liest, wird anderen Sinnes werden: da findet er eins, was alle Ästhetik in die Luft schnellen läßt, da sieht er hinein in das goldene griechische Herz.

Philologischer Anhang.

Zu S. 1 u. 2. Römische Tradition berichtete, man habe in grauer Vorzeit die Sechzigjährigen von der Brücke gestoßen. Vgl. *Festus s. v. Sexagenarios* (Manilius, aus Varro; s. auch Varro bei *Macrob. I, 7, 31* = Plutarch: *quaest. Rom. 32*) und Varro in der Satire *Sexagesis* (*Nonius*, p. 119, 18 Müll.). Ueber die ursprünglichen Sitten einiger Mittelmeervölker, Sarden, Ligurer, Korsen vgl. mein Buch über Timaios, S. 171, 17. 151, 21. 165, 21. 185.

S. 3—6 habe ich mich fast völlig an Erwin Rohdes „Psyche" angeschlossen. Seitenzahlen citire ich hier nicht; ich habe versucht, das Buch als Ganzes in mich aufzunehmen, und denke, mancher Philologe wird das Gleiche gethan haben.

S. 4. Die „Thore des Hades": *Il.*, IX, 312. *Od.* XIV, 156. — Die letzten Ehren: *Od.* IV, 197. 198. 584.

S. 6 u. 7. Ueber den Glauben vom Jenseits und die orphische Anschauung vgl. Wilamowitz: Homer. Untersuchungen 199—226. — Das archaische Grabrelief aus Sparta s. u. a. bei Furtwängler: Die Sammlung Sabouroff I, Taf. 1.

S. 7. Pindar *fr.* 133 B. vgl. Zeller: Die Philosophie der Griechen I, 2, 59. 5. Aufl. — Wiedersehen im Hades: Aischylos *Agam.* 1515. Sophokles *O. R.* 1371. *Antig.* 892 ff. — Der Ort, die „Kammern" (Thalamoi), der Winkel, der Sitz, das Haus der Frommen und Unsterblichen u. ä. *Kaibel: epigr. gr. add.* 228 *b* 8. 506, 8. 411, 4. 296, 2. 218, 16. 151, 5 (vgl. *Axioch.* 371 *C*). 90, 2. 222 *b* 12. 253, 6. *add.* 241 a 18. 237, 4. 215, 6. 222, 8. vgl. 554, 4. 338 u. a.,

die meisten, interessant genug, aus römischer Zeit. Poetischer Stil ohne tiefere Bedeutung bei Kallimachos *A P* VII, 520 und Karphyllides *ib.* 260. Vgl. auch: Diodoros *A P* VII, 370. Philippos Thess. 362 vgl. 363. Kallimachos *ib.* 451 ist zu unbestimmt. — Ueber die Thalamoi s. unter S. 45.

S. 7 u. 8. Furtwängler a. a. O. I, 43 ff. deutet den Handschlag auf das Wiedersehen im Jenseits. „Bei den Hauptpersonen, namentlich den im Handschlag vereinigten, verbot der durchaus feststehende Sinn des Typus alle Trauer." (S. 45.) Gegenbeispiele: Conze, Die att. Grabreliefs *t.* XLV. LIV, 193. Sirene *t.* LXI. Tieftrauriger Ausdruck bei anderen Scenen: *t.* XXXI. XXXII. vgl. LXXIV. Gegen Furtwänglers Auffassung scheint vornehmlich *ep.* 79 *Kaib.* zu sprechen, vgl. Gutscher: Die att. Grabschriften I, 30, und besonders Weißhäupl: Die Grabgedichte der griech. Anthol. 99.

Zu S. 9 ff. Ueber die attischen Grabepigramme vgl. Gutscher a. a. O. — Myrinens Grabmal: *ep.* 11 *K.*, Tettichos' Spruch: *ep.* 1 *K.*; ähnlicher Schluß später öfter: *ep.* 89, 8. 190. 218, 17. 237, 8 *K.* Phrasikleia *ep.* 6 *K.* — Ueber Simonides kann ich nur wie Kaibel: Rh. Mus. XXVIII, 438 ff., und Wilamowitz: *ind. scholl. Gott.* 1890 *p.* 5, trotz Bergks: *Poet. lyr.* III, 427 ff., und Pregers: *Inscr. gr. metr.*, *p.* XXI ff. Ausführungen denken. Liest man die von Bergk für echt gehaltenen Epigramme durch, so staunt man über die Einförmigkeit, deren ein solcher Dichter wie Simonides für fähig gehalten wird.

S. 13. Grabschrift der vor Potidäa Gefallenen: *ep.* 21 *K.* — Perikles' Leichenrede bekanntlich: *Thuk.* II, 35—46.

S. 13 ff. Euripides' Anschauung in *ep.* 21 *K.* (vgl. 41. 156. [148. 150.] 225): *Suppl.* [533]. 1140. *Hel.* [1015]. *fr.* 839. 971. 1023. Hades, der „vielaufnehmende",

schon in dem homerischen Demeterhymnus 9. 17. 31. — Aischylos' einschlagende Stellen: *fr.* 161. 406. *Sept.* 838. *Eum.* 269. *fr.* 401. 255. 353 (vgl. *Soph. fr.* 636). *Agam.* 1515. — Zu Sophokles' Anschauungen s. *Aias* 865. *O. R.* 1371. *Ant.* 892. *fr.* 859. *Ai.* 125. 634. *Phil.* 797. *Oed. Col.* 1224 (vgl. *Cert. Hes. et Hom.* 315. *Theogn.* 425. *Stob. flor.* 120, 3). *Antig.* 1284 (vgl. Nauck: *Tr. gr. fr. ad.* 369). *Oed. C.* 1220. *El.* 1173. *fr.* 761. 518. *Oed. C.* 1563. *Ant.* 804. 810. *El.* 138. *Ai.* 1193. *El.* 153. 179. 836. vgl. *Ant.* 834. *El.* 1166. *Ant.* 806 ff. 876. 916 ff. — Ueber Euripides vgl. *Alk.* 418. 782. *fr.* 285. 908. 532. *Hec.* 416. *Or.* 1109. *Tro.* 445. *Suppl.* 1022. *Alk.* 381. 1085. 892. 931. *Hipp.* 834. *fr.* 454 (vgl. 332). *Alk.* 802. *fr.* 449 (vgl. *Herod.* V, 4). 638. 833 (anders Wilamowitz: Euripides Herakles I, 28, 52). vgl. *Alk.* 937. *Heraclid.* 595. *fr.* 640. 757 (Wort des Epicharm. vgl. Wilamowitz a. a. O. 29, 54). *Alk.* 875. 985 (vgl. *Soph. fr.* 513). *fr.* 868. *Herc.* 431. *Tro.* 636. *Alk.* 363. *Hipp.* 189 nach Wilamowitz' Uebersetzung: Euripides Hippolytos S. 77. — S. 18 u. 19. Theseus möchte der Phädra folgen: *Hipp.* 836, für Hippolyt sterben 1410; ähnlich *Med.* 1210. — Kinder der Seligen: *Alk.* 987. — Werde die Erde Dir leicht: *Alk.* 463. — Zu den Bildern aus dem tragischen Ideenkreise gehören in erster Linie die „Thalamoi (der Thalamos) der Persephone": *Eur. Suppl. 1022.* Das ist nicht die Brautkammer, welche die Göttin bereit hält, so versteht es nur eine einzige Inschrift: *ep.* 288 *K.* Bei allen anderen aber, z. B. *ep.* 35. 50. 201. 231. 302 *K.* *C I A* II 2718 vgl. *A P* VII, 507. 508 (natürlich nicht Simonides, ebenso wenig wie 489 Sappho), ist mit Berufung auf *Aisch. Pers.* 622. *Eur. Herc.* 807 nur „Kammer" zu verstehen, wie auch des Hades

„Winkel" und „Schlüfte" genannt werden. *Aisch. Prom.* 435. *Eur. Herc.* 607. Archias *A P* VII, 213. *Soph. Ant.* 818. *Eur. Hec.* 1, vgl. Dilthey: Rh. Mus. XXVII, 408 f. Arch. Zeit. 1873, p. 93. So reden die Grabsprüche ja auch von der Kammer und dem Winkel der Frommen und Unsterblichen; vgl. oben S. 43. — Andere Widerspiegelungen der Tragödie sind die Ausdrücke: Der allaufnehmende, allbestattende Thalamos (*C I A* 2718. 3903), Hades, der gemeinsame „Haushalter": *ep.* 35, 6 *K.* vgl. *Soph. Oed. C.* 1563. *Ant.* 810. *Ai.* 1192. *El.* 138. *Eur. Suppl.* 797. — Ueber gleiche Anfänge der Grabgedichte vgl. den Index Kaibels und der *A P*.

S. 20. Das Meer unverschämt: *ep. add.* 463 *a K.*, das Geschick neidisch: *ep.* 489. vgl. 345, 1. 379, 1. 569, 3 *K.* Erinna *A P* VII, 712 (vgl. *ib.* 13). — Der Abgeschiedene hat Niemanden verletzt: *ep.* 26. 45 *K.* vgl. Kallimachos *A P* VII 460. — Einfachheit der Verstorbenen *ep.* 83. 464 *K.* — Das verstorbene Kind: *ep* 198. vgl. 30?. 373. 334, 17. 115. 130 *K.* Diotimos *A P* VII, 261. — Die Kämpfer von Chäronea *ep.* 27 *K.*, dagegen vgl. Bergk: *P. l. gr.* II 332 und Preger a. a. O. 220.

S. 21 f. Fortdauer nach dem Tode: *ep.* 35. 90. 159. 186 *K. C I A* II 3897. Gutscher a. a. O. I, 40.

Ueber die Leichenreden vgl. Hyperides: *epit.* 64, 36 ff. Bl., Lysias: *ep.* 70. 77 und Hyperides a. a. O. 70 (vgl. Eur. Tro. 636, vgl. Meuß: Jbb. f. Phil. 139 *p.* 801 ff.) — Glaube und Aberglaube der Athener zu Platons Zeit: *Phaed.* 70 *A.* 80 *D.* 81 *C. D.*

S. 22 f. Wiederholung der von den Alexandrinern, zu deren Schule ich natürlich die vielen griechischen Epitymbien in Rom und der römischen Welt überhaupt rechne, an-

gegebenen Motive auf den Steinen zeigt Kaibels Index S. 691, der indes noch erweitert werden kann. — Herakleitos' Gedicht: *A P* VII, 465, nachgeahmt von Antipater Sidonius *ib.* 464 und *ep.* 675 *K.* (vgl. *A P* VII, 387).

S. 24. Kallimachos' Gedicht: *Diog. La.* IX, 17 (*A P* VII, 80) = II Wil.

S. 25 f. Menander *fr.* 125 *Kock;* auf den Steinen: *ep.* 153, 14. 340, 8 *K.* — Wöchnerinnen: *ep.* 77. 218. 238. 467, 2. 675 *K.* *A P* VI, 348. VII, 163 = 164 = 165. 166—168. Weißhäupl a. a. O. 84—90. — Ehelos Gestorbene: *ep.* 127, 5. 208 *a. b.* 236, 5 *K.* *A P* VII 334. *ep.* 374, 3. 564, 5. 655, 9 *K.* Erinna *A P* VII, 712 = Meleager *ib.* 182 = Antip. Theſſ. 185. 367; ähnlicher Gegensatz: Antipater *ib.* 711. — Schiffbrüchige: *ep.* 179. *add.* 463 *a.* 186. 214. 230. 256. 432 *K.* und massenhaft in den zumeist epideiktischen Gedichten der *A P.* vgl. Kießling zu Horaz' *od.* I, 28 und Weißhäupl a. a. O. 90. — Das leere Grabmal: *ep.* 230 *K.* Kallimachos: *A P* VII, 271. 272. Leonidas *ib.* 273 u. a. *ib.* 274. 275. 286. 288. 291. 496. 497. — Das Meer brachte keinen Gewinn: Antipater *A P* VII 287. Julian Aeg. 586. Der Tote will nicht dem Meere nahe liegen: Asklepiades *A P* VII, 284. Poseidipp 267. Leonidas Tar. 283. Archias Byz. 278, vgl. auch *ep.* 186, 8 *K.* Warnung vor dem stürmischen Meere: Kallimachos *ib.* 272. Automedon 534; besser ist das Land: Phalaikos 650. vgl. Antipater IX, 23. Krinagoras VII, 636. Julian Aeg. 586. — Arzt: *ep.* 202, 3 *K.* (*A P* VII, 508 [Simonides]), Schauspieler: *ep.* 609, 4 *K.* *A P* VII 155 *ad.*

Staub wird zu Staube: *ep.* 75, 2. 438, 2. 288, 3 (715, 3) *K.* — „Werde die Erde Dir leicht", bisher, soweit ich sehe, früher in der Litteratur als auf den Steinen nach-

weisbar: Theokrit — Leonidas VII, 658 (Susemihl: Geschichte der griech. Litt. in d. Alexandrinerzeit II, 536). Kallimachos 460 (negirt, vgl. Meleager 461 und auch Krinagoras 401). Dioskorides 708. Meleager 470; dann *ep.* 222 *b*, 11. 195, 4. 700 *K.* u. ö. Eine scheußliche Weiterbildung des Motivs bei Agathias 583. — Der Tod ein Hafen: Leonidas 264. 452, vgl. Sotades bei *Stob. flor.* 120, 11. *ep.* 647,6, vgl. 67, 2. 958, 13. 368, 5 *K.* Hades Volkssammler: Kallimachos *h.* V 130. *ep.* 195, 2 *K.*, vgl. Schneider: *Callimachea* I, 362 f. Bruchmann: *epitheta deorum*, *p.* 1—3. — Ueber ein anderes tragisches Motiv bei den Alexandrinern, vgl. Wilamowitz: Herakles II, 215. — Hades Gläubiger: Theodoridas VII, 732, *ep. add.* 772 *a* 4. 575, 5. vgl. 371 *K.* (vgl. *C I L* VI, 6502, 3); ähnliches oft in der Anthologie und auf den Steinen. An Simonides *fr.* 122 *B.* glaube ich nicht. Die Anschauung vom Schuldverhältnis auch philosophisch: *Axioch.* 367 *B.* — Die Erde soll den Toten sanft an den Busen legen: Meleager VII, 476. Der „Busen" der Erde sonst: *ep.* 56 (88) 214, 7 *K. Kaibel*: *Inscr. gr. Sic. It.* 641, 7 u. ö. *A P* VII, 61 *ad.* (vgl. *Anth. Plan.* 31). Preger a. a. O. *n.* 271. Der Ausdruck ursprünglich wohl orphisch: *Soph. Ant.* 1121. — Mitklage der Natur: Dionysios v. Rhodos VII, 716. Meleager 468. Julian Aeg. 599. 328 *ad.* Blumen, keine Dornen auf dem Grabe: Philodem *A P* VII, 222. *ep.* 546—548 *K.* (ähnlich *C I L* VIII, 7854); vgl. die litterarischen Epigramme: Simmias VII, 22. Antipater Sid. 23. [Simonides] 24. Erykios 36. 714 *ad.* und das entgegengesetzte Motiv in den Sprüchen auf Hipponax: Alkaios Mit. 536 und auf Timon: Zenodot-Rhianos 315. Hegesipp 320.

S. 27 ff. Vergleich mit Penelope: *ep.* 471. 558 *K.*,

mit einem Licht: Leonidas Tar. VII, 295, 7, vgl. [Simonides] VII, 20. Diogenes La. I, 97 und *ep.* 155, 3 *K.*, mit dem Ast: *ep.* 538, 5 *K.*, der Frühlingsrose 544. 570, 3 *K.* (= *C I L* VI, 22377).

Ursprünglichste Form des Wechselgesprächs: *C I A* II 2477, vgl. Gutscher a. a. O. I, 28. Gespräch zwischen zwei Totem: *ep.* 69 *K.*, zwischen Mann und Frau *ep.* 79 *K.* Erste Beispiele des Wechselgesprächs zwischen Wanderer und Toten: Kallimachos VII, 524. Leonidas Tar. 163. 503, dann Antipater Sid. 164. 165 u. a. Nachahmungen auf dem Stein: *ep.* 248, vgl. 110. 218 *K.* u. a. — Zur Rede und Gegenrede auf deutschen Gräbern vgl. z. B. Schorer: Memmingscher Gottesacker. Ulm 1664, p. 53. 54. — Grabmal des glücklichen Greises: *ep.* 134 *K.* Kinder von Kindern: *ep.* 43, 4. 44, 4. 67, 3. 81, 3 *K.* u. a., vgl. Karphyllides *A P* VII, 260. Ganz allgemein: *ep.* 68. 403 *K.* — Das Epigramm von Kos: *ep.* 232 *K.* erkläre ich anders als Kaibel, vgl. auch das ähnliche des Diotimos VII 733.

Philosophische Sprüche: *ep.* 371. 104, 1. 109, 5, 651, 6 *K. A P* VII, 339 *ad.* — Das Skelet *ep.* 711 *K.* spricht kynische Lehre aus: vgl. Lukian *Men.* 15. *dial. mort.* 18. 25. Aus epikureischer Schule *ep.* 646, 3 *K.*: vgl. Lukrez III, 978 (vgl. Kallimachos VII, 524). — Moralpredigt: *ep.* 303 *K.* Leichtsinnige Ratschläge, nach dem Muster der Sardanapalinschrift (Preger *n.* 232): *ep.* 261 *b.* 362. 560. *add.* 646 *a. K.*

S. 30 f. Ueber die Trostschriften vgl. Gercke: *Tirocinium philologum, p.* 28—70. Buresch: Leipz. Stud. IX, 1—170. — Ansätze der späteren allgemeinen Auffassung vom Tode schon bei Platon *apol.* 40 *C.* — Kynische Verachtung des Todes: *Diog. La.* VI, 68. *Cic. Tusc. I*, 43, 104. Kynische Trostgründe: Teles *ed. Hense p.* 43, 15—45, 4.

46, 3—47, 9. Bion bei Teles 10, 14—11, 4 und *Cic. Tusc.* III 26, 62. Mit der kynischen Anschauung von der „Wohnungsveränderung" vgl. auch Platon a. a. O. 40 *C. Phaed.* 117 *C.* — Epikurs Anschauung: Seneca *ep.* 24, 23. *Plut. contra Epic. beat.* 27 *p.* 1105 *a. Κύρ. δόξ.* II.

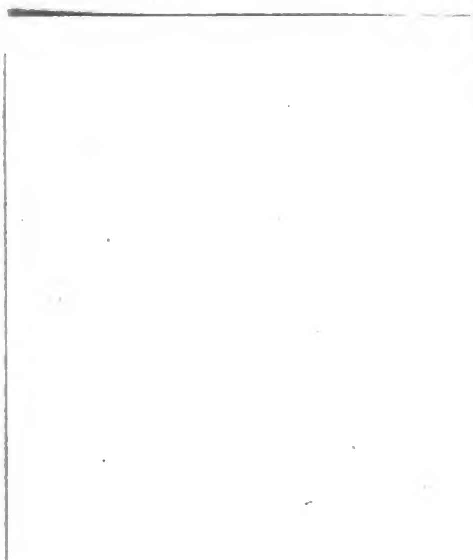
S. 34. Krantors Schrift läßt sich kaum ihrem Gedankengange nach völlig rekonstruiren. Gercke a. a. O. 40. Ich gebe nur, da es sich hier um eine populäre Schrift handelt, den Inhalt summarisch wieder, indem ich die bekannten Hauptideen einigermaßen zu verknüpfen suche. Das Material bieten, wie man weiß, *Ps. Plut. cons. ad Apollonium,* die Reste von Ciceros *Consolatio,* wesentlich in den *Tuscul. disp.* I und III erhalten, der Axiochos, letzterer von Buresch a. a. O. p. 9 ff. falsch beurteilt (vgl. auch Susemihl a. a. O. I 21 ff. 120).

Ueber den Eingang der Schrift denkt Gercke S. 40. 41 mit Berufung auf *Cic. Tusc.* IV 29, 63 und *cons.* 20 anders. Dagegen erinnere man sich, daß Cicero sich selbst, sobald wie möglich, trösten wollte. Die beiden Stellen stimmen zudem durchaus nicht so völlig überein, wie *Cic.* III 31, 76 und *cons.* 1, wo die Anführung der Prometheusstelle (*v.* 379) für Krantor als Original spricht.

S. 39. Die Stelle von der Vorbereitung auf kommende Uebel (*cons.* 21 und *Cic.* III, 22, 52. 14, 29) habe ich, obwohl die Kyrenaiker ähnlich denken (die Stellen bei Gercke 40, 1), doch wegen des Cicero und der *consolatio* gemeinsamen Vergleichs mit dem Angriffe der Feinde, und weil beide Euripides (*fr.* 964) citiren, auf Krantor bezogen.

S. 41. Herder in der Lessings Abhandlung gleichnamigen Schrift.








Class 8108.93
Stimmen der Griechen am grabe.
Widener Library 004960361
3 2044 081 377 368